

WOLFGANG WESEMANN

HERR PINGELIG

EINE KARRIERE

ROMAN



Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G. Fischer

WOLFGANG WESEMANN

HERR PINGELIG

E I N E K A R R I E R E

ROMAN



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Titelbild: ra2 studio©fotolia.de
Schriftart: Bergamo
Herstellung: cf/bf/1B
ISBN 978-3-86455-118-5 PDF

Herrn Dr. Bernd Melzer und seiner
VHS-Gruppe »*Kreatives Schreiben*«
danke ich herzlich für simulierende Diskussion.

Prolog

Sie haben in der Schule aufgepasst? Sie haben die deutsche Grammatik gelernt? Sie beherrschen die Steigerung von Eigenschaftswörtern? Dann zeigen Sie, was Sie können! Steigern Sie »genau«! Komparativ »genauer«, Superlativ »am genauesten oder »sehr genau«. Richtig, aber unvollständig. Die eben von mir eingeführte Steigerungsform Superlativ-Plus hatten Sie begreiflicherweise nicht in der Schule gelernt. Der Superlativ-Plus ist jedoch sehr wichtig: genau, genauer, sehr genau und der Superlativ-Plus: zu genau. Die Wörtchen »sehr« oder »zu« können einen Menschen teilen. Die meisten Steuerzahler werden darin übereinstimmen, dass ihr Sachbearbeiter beim Finanzamt es zu genau nimmt. Dagegen wird der Herr Finanzminister über denselben Sachbearbeiter anerkennend urteilen, dass er sehr genau arbeitet. Nach Ansicht Dritter ist unser Finanzbeamter also beides: sehr genau und zu genau. Er ist ein Zwitter, kurz gesagt: ein Genauigkeitszwitter. Vielleicht ist er auch ein Ordnungszwitter, ein Pünktlichkeitszwitter und ... und ... und ... Die Welt ist voll solcher Zwitter. Sind oder werden solche Zwitter schizophren? Nicht notwendigerweise, nur wenn die von außen herangetragenen widersprüchlichen Eigenschaften übernommen werden und zu einer Bewusstseinsspaltung führen. Für unsere Geschichte genügt es, als Helden einen Genauigkeitszwitter zu haben. Allerdings zeigt der Genauigkeitszwitter häufig Eigenschaften wie zu pünktlich, zu ordentlich oder zu zuverlässig.

Geburt und frühe Kindheit

Herr und Frau Messner, beide im besten zeugungsfähigen Alter, beschlossen, diese Fähigkeit zu prüfen, d. h. in die Tat umzusetzen. Es sollte gleichsam eine abstrakte oder, sollte man besser sagen, eine schlummernde Eigenschaft materialisiert werden. Ihr Beschluss und seine Umsetzung sollten sich vorzugsweise in einem Sohn konkretisieren. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Frau Messner schenkte ihrem Mann einen Sohn und Letzerem das Leben. Die gottesfürchtigen Eltern vergewisserten sich des Beistandes und der Hilfe Gottes und ließen daher ihren Sohn auf den Namen Gotthelf taufen.

Wurde der, wie Kritiker meinen, zwanghafte Hang zur Genauigkeit dem Gotthelf Messner durch die nach Jahr, Monat und fast auch nach Tag und Stunde präzise geplante Zeugung gleichsam in utero mitgegeben? Gegen diese Annahme spricht, dass viele Paare nach derselben Zeugungsstrategie verfahren und doch die Welt nicht mit Menschen überbevölkert ist, die sich der Ordnung und Genauigkeit verpflichtet fühlen. Heißt es nicht: »An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!«? Sollte die Welt nicht weniger chaotisch sein, wenn die Fortpflanzung nach Terminkalender die Zahl der Ordnungshüter vermehrte? Wir beobachten aber das Gegenteil, den Beweis eines physikalischen Gesetzes: »Die Unordnung nimmt zu.« Gegen diesen zweiten Hauptsatz der Wärmelehre sind Fünfjahres- oder Neunmonatspläne machtlos. Wir müssen also Gotthelf Messner als eine ungeplante Besonderheit der Spezies homo sapiens einordnen, sei sein Erbgut nun durch Mutation oder ein kurioses Zusammenwürfeln von Genen bedingt.

Die folgenden, immer wieder als wahr behaupteten Beobachtungen müssen als rückwärtsgerichtete Prophezeiungen gewertet werden. So habe sich bei den vorzeitig einsetzenden Wehen der Embryo zum großen Schmerz seiner Mutter mit

Händen und Füßen gegen den Uterus gestemmt, um nur ja nicht vor dem errechneten Termin aus dem warmen Aquarium im Mutterleib ins Trockene hinaus gestoßen zu werden. Kontrollierte Gotthelf bereits als Embryo seine Umgebung? Für diese Annahme spricht, dass er auch als Säugling einen Kontrollzwang gezeigt haben soll. So soll der Säugling vor dem Trinken die Brustwarzen seiner Mutter mit einem Alkoholtuch desinfiziert haben. Schließlich habe er nach Aufnahme der vorgeschriebenen Milliliter Muttermilch seine Mutter mit den Fäustchen vor die Brust geschlagen, als unmissverständliches Signal, dass das Maß voll sei. Ob man in seiner Kehle einen Durchflusszähler, einer Wasseruhr vergleichbar, vermutete, ist nicht überliefert. Als Beweis für diese phantastischen Annahmen wurde die völlig normale Entwicklung von Gotthelf gewertet: Gewicht und Länge bei der Geburt normal, ebenso die weitere Entwicklung des Säuglings. Glaubte man den wiederholten Beteuerungen, gedieh Kleingotthelf zu normal, man ist versucht zu sagen, normaler als normal. Das Normale wurde als außergewöhnlich, als Wunder umgedeutet; denn normal war und ist uninteressant, unbefriedigend.

Die Akkuratessa, mit der der Zweijährige mit seinen Bauklötzen Türme und Brücken baute, wurde von seinen Eltern gelobt. Dass er nach dem Spielen die Bauklötze in den Beutel zurücklegte, die Modellautos parallel zueinander im Spielzeugregal parkte, kurzum, dass er Ordnung hielt, war für seine Eltern bequem und förderungswürdig. Die weitere Entwicklung von Gotthelf war auffällig, sodass die Suche nach etwaigen Besonderheiten bereits im Stadium des Embryos und Säuglings verständlich und entschuldbar ist.

Der Dreijährige erstaunte seine Eltern durch eine bemerkenswerte Beobachtungsgabe und ein außerordentliches Geschick. So hatte er durch bloßes Zusehen gelernt, Knöpfe

anzunähen. Da die Knopfschachtel seiner Mutter einen ungeheuren Reichtum verschiedenartiger Knöpfe bot, suchte Gotthelf nach ausreichend großen Stoffproben und fand sie in den langen Hosenbeinen des schwarzen Anzugs seines Vaters. Die Verteilung der Hosenknöpfe auf den Hosenbeinen in Längsbahnen, oben mit dem größten Knopf einer Farbe beginnend und mit dem kleinsten Knopf auf dem Hosenaufschlag endend, zeugte von Gotthelfs früh ausgeprägtem Ordnungssinn. Ja, wenn das Auge nicht durch die konventionelle Sicht auf das Hosenbein eines schwarzen Anzugs getrübt wäre, könnte man in den farbigen Knopfleisten eine gewisse gestalterische Kraft, vielleicht des zukünftigen Modeschöpfers, erkannt haben. Um die nicht geringe Arbeit bei der Herstellung der Knöpfelhose zu rationalisieren, normierte Gotthelf die für große, mittlere und kleine Knöpfe benötigte Fadenlänge, indem er vom Zentimetermaß seiner Mutter für jede Knopfkategorie eine Musterlänge abschchnitt. Diese rabiate Beschaffung von Längenmustern für die Nähgarnfäden muss einem Dreijährigen nachgesehen werden, der sich noch nicht an Zahlenangaben auf einem Zentimetermaß orientieren kann. Außerdem müsste von einem kritischen Gutachter dem geringen Schaden des um nur wenige Zentimeter gekürzten, aber nicht restlos unbrauchbaren Zentimetermaßes die nicht unerhebliche Einsparung an Nähgarn gegenüber gestellt werden, da dank der Fadenschablonen immer die korrekte Länge und nicht zu kurze oder zu lange Fäden abgeschnitten wurden. Die verdiente Anerkennung seiner Geschicklichkeit und seines Sinns für gestaltende Ordnung wurde Gotthelf versagt. Sein Werk, die Knöpfelhose, fand nur Missbilligung oder, freundlicher ausgedrückt, nur einen negativen Beifall. Seine Mutter wurde von der Sorge getrieben, die Hose des guten Anzugs seines Vaters unbemerkt von diesem in den fantasielosen Urzustand zu bringen, d. h. die eintönig schwarze Ordnung wiederherzustellen.

Bei einem Besuch des nahegelegenen Hafens erklärte der Vater seinem damals vierjährigen Sohn die Bedeutung der grünen und roten Positionslampen auf der Steuerbord- bzw. Backbordseite der Schiffe. Gotthelf war in dem Alter, in dem er seine Fähigkeiten in der Malkunst testete. In Ermangelung eines Schiffes markierte er zur Unterscheidung von rechts und links seine Schuhe mit grüner und roter Ölkreide. Selbst seine Strümpfe wurden von dieser Aktion nicht verschont. Kleine häusliche Aufgaben wie Tischdecken wurden gerne übernommen. Als Hilfe für die korrekte Anordnung markierte er mit in Wasser unlöslichem Farbstift auf der weißen Damastdecke die Position von Teller, Tasse und Besteck, wobei er jedem Familienmitglied eine eigene Farbe zuwies. Bevor die Mutter das Essen auftrug, überprüfte Gotthelf, ob die drei Gedecke für Vater, Mutter und ihn auf dem runden Tisch symmetrisch angeordnet waren. Sogar die Abstände zwischen den Tellern und Bestecken mussten bei allen Gedecken gleich sein. Hatte Gotthelfs Verhalten seinen Ursprung in übertriebener Ordnungsliebe, oder war es Kontrollzwang?

Trotz gegenteiliger Wertschätzung von Gotthelfs Eigenschaften spürten die Eltern, dass er etwas Besonderes war. Dass Gotthelf so geworden war, betrachteten die Eltern als sein Schicksal. Es war auch ihr Schicksal, für das die Mutter ihrem Schöpfer dankte, während der Vater vorgab, unter diesem Schicksalsschlag zu leiden.

Zum Spielen mit anderen Kindern hatte Gotthelf wenig Zeit. Er war zu sehr mit dem ständigen Auf- und Umräumen seiner Spielsachen beschäftigt. Das hübsche Malbuch regte ihn zum Ausmalen, aber vor allem zum fortwährenden Anspitzen und Sortieren der Buntstifte an.

»Wenn das so weitergeht«, stöhnte Gotthelfs Vater, »wird er noch einmal ein richtiger Korinthenkacker!« Die Mutter

versuchte, den Vater zu besänftigen und ihren Sohn zu verteidigen: »Das wächst sich aus. Warte, bis Gotthelf in die Schule kommt! Du wirst noch einmal stolz auf ihn sein. Mit seiner Veranlagung wird er es weit bringen.«

Gotthelf Wieso

Apropos Schule! Es reihte sich von der ersten bis zur letzten Klasse eine kleine Katastrophe an die nächst größere. Der Erstklässler hatte wenig Mühe beim Lesen oder Kopfrechnen. Doch bei den schriftlichen Aufgaben schrieb er nicht, sondern malte mit großem Zeitaufwand Buchstaben und Zahlen, sodass er selten pünktlich und zusammen mit seinen Klassenkameraden fertig wurde. Konnte bei selbstkritischer Beurteilung eine Zahl oder ein Buchstabe seinen ästhetischen Ansprüchen nicht voll genügen, wurde die Aufgabe zu Hause so oft abgeschrieben, bis in seinen Augen alles perfekt war.

Jedes Kind nervt in einem bestimmten Alter seine Umgebung mit andauernder Fragerei. Gotthelf blieb zumindest während der gesamten Schulzeit in dieser Phase des Fragens. Sein Vater bezeichnete ihn als Quälgeist und Quasselstrippe, seine Mutter als aufgewecktes Kind. Für die Lehrer waren die vielen Fragen nur am Anfang von Gotthelfs Schullaufbahn Ausdruck eines regen Verstands. Sehr rasch war ihnen sein kritischer Geist hauptsächlich lästig. So fragte Gotthelf beim Sportunterricht: »Im Sport werden Zehntel- und manchmal Hundertstelsekunden gemessen. Wieso sind beim Wettlauf Start- und Ziellinie so breit und ungenau? Ein geschickter Läufer kann bei Start und Ziel 8 cm einsparen, wenn er beim Start die volle Breite der Startmarkierung ausnutzt und im Ziel beim Erreichen des vorderen Randes der Ziellinie gemessen wird.« Bei den Wurf-

disziplinen und beim Weitsprung wollte er wissen: »Wieso wird das Bandmaß nicht regelmäßig überprüft? Ist es auf Temperatur- und Feuchtigkeitsabhängigkeit geeicht?«

Begreiflicherweise hatte der Physiklehrer mit seinen vielen Messinstrumenten einen besonders schweren Stand. Nachdem er die Empfindlichkeit und Genauigkeit einer Analysenwaage beschrieben hatte, die, vor Umwelteinflüssen geschützt, in einem Glasgehäuse stand, demonstrierte er im praktischen Teil des Unterrichts, wie er eine Probe in den Wägeraum einbrachte und das Gewicht bis auf ein Zehntel Milligramm bestimmen konnte. Der Fingerfertigkeit und Konzentration erfordernde Akt wurde durch die Frage des genau beobachtenden Gotthelf gestört. »Wieso gehen Sie mit Ihrer Hand in den Wägeraum? Beeinflusst die Feuchtigkeit Ihrer Hand nicht das Wägeregebnis?« Irritiert verstreute der Physiklehrer mit zitternder Hand das Wägegut auch neben die Waagschale. »Bei diesem Demonstrationsversuch kommt es auf das Prinzip an, sodass ich mir erlaube, die Feuchtigkeit der Hand unberücksichtigt zu lassen«, räumte der Physiklehrer ein. Schwang in seiner Stimme statt eines Lobs für den aufmerksamen Schüler gar etwas Unmut mit?

Trotz der Eigenbrötlerei war Gotthelf bei seinen Klassenkameraden nicht unbeliebt. Trug er doch durch die Belehrung der Lehrer mit seinen vielen Wieso-Fragen zur Belebung des Unterrichts bei. »Wieso?« war sein Markenzeichen und sein Spitzname als Klassenclown geworden. Die Lehrer waren allerdings über die Wieso-Fragerei weniger amüsiert. Sie konnten dem Frager jedoch eine hohe Intelligenz nicht absprechen, die er aber ihrer Meinung nach nicht ungezügelt bei ihnen ausleben sollte. Was sollte man offiziell als Lehrperson und beamteter Förderer der geistigen Entwicklung von Jugendlichen einwenden, wenn Gotthelf im Mathematikunterricht harmlos

fragte: »Herr Oberstudienrat, wieso gibt es unendlich viele Zahlen zwischen null und eins?« oder: »Wieso ist eins plus eins gleich zwei?« Mit solchen Fragen konnte die Autorität des Lehrers untergraben werden, zumal dann, wenn die Antwort unbefriedigend ausfiel und von der Klasse mit »1:0 für Wieso« kommentiert wurde. Gotthelf brachte seinen in Ehren ergrauten Mathematiklehrer nicht nur zur Weißglut, sondern verhalf diesem zu einer nicht geplanten Aufräumaktion auf dem Dachboden seines Hauses, wo er seine alten Vorlesungsmanuskripte aufbewahrte.

Ist es verwunderlich, dass im Lehrerzimmer nicht immer schmeichelhaft von Gotthelf gesprochen wurde und dass sich einige Lehrer durch Klassenwechsel des hochbegabten Schülers entledigen wollten?

»Mein lieber, junger Kollege, als der Ältere möchte ich Ihnen meine Klasse anvertrauen. Wäre es nicht eine Herausforderung, das in Ihrem Referendariat Gelernte zur Zähmung der überschäumenden Wissbegier von Gotthelf Messner anzuwenden?« So oder ähnlich versuchte man den Ehrgeiz jüngerer Kollegen zu wecken, um sie zur Übernahme von Gotthelfs Klasse zu bewegen. Die eigenen Fähigkeiten wurden in ungewohnter Bescheidenheit hintenangestellt. Dieses wohlmeinende Angebot zwang den so geschmeichelten jungen Kollegen einen inneren Kampf zwischen Eitelkeit und Vernunft auf. Es spricht für die Charakterstärke der jungen Lehrergeneration, dass sie nicht der Eitelkeit erlagen, sondern der Vernunft folgten und auf die Klassenübernahme mit größtem Bedauern und vielen Ausflüchten verzichteten.

Aus diesem Dilemma musste ein anderer Ausweg gefunden werden. Zwar war man sich nicht einig, ob Gotthelf aus Interesse oder aus Bosheit fragte, da er vermutlich die Antwort zu

seinen Fragen wusste. Doch in seltener kollegialer Einmütigkeit zollte man der kritischen Intelligenz Gotthelfs und der eigenen Selbstachtung Tribut. Gotthelf musste so rasch wie möglich zum ehrenvollen Verlassen der Schule bewegt werden. In Anerkennung seiner herausragenden Leistungen wurde er vorzeitig zum Abitur zugelassen, das er mit Auszeichnung ablegte.

Die Studentenzeit

Wie andere Hochbegabte hatte auch Gotthelf Schwierigkeiten bei der Berufswahl.

»Schauen Sie in Ihr Abiturzeugnis! Die besten Zensuren weisen Ihnen den Berufsweg.«

Dieser Rat des Berufsberaters vom Arbeitsamt half nicht weiter. Gotthelfs Reifezeugnis voller Einser und Zweier sprach für weitgefächerte Interessen und Begabungen. Fächerübergreifend war allerdings seine Vorliebe für analytische Probleme. Daher fielen ihm Fächer wie Mathematik, Philosophie und Latein, das er den Neusprachen vorzog, besonders leicht. Er beschloss, Mathematik zu studieren, sich aber in den ersten Semestern auch in Philosophie einzuschreiben, einem Fach, in dem die Vernunft analysiert wird.

Wegen der Nähe zu seiner Heimat, dem Bergischen Land, kamen als Studienorte nur Köln oder Bonn in Frage. Die Großstadt Köln war ihm zu unruhig. Bonn dagegen, eine kleine verträumte Stadt, spießig, aber sauberer als die meisten Großstädte, zog ihn an.

Ihn störte es nicht, dass die Stadt der Interpretation ihres Namens Bonn, **B**undeshauptstadt **o**hne **n**ennenswertes **N**acht-**l**eben, alle Ehre machte. Seine Wissbegierde trieb ihn tagsüber

in die Hörsäle, abends in die Universitätsbibliothek oder hinter den Schreibtisch in seiner Studentenbude. Er hatte weder Zeit für, noch Interesse an nächtlichen Vergnügungen.

Das Studium der Mathematik und der Philosophie zwang Gotthelf einen überbordenden Stundenplan auf. Trotz dieser Doppelbelastung spürte er keine Ermüdung. Zu groß war die Freude, soviel Neues zu lernen. In Mathematik erhielt er jetzt die Antwort auf die einst für seinen Mathematiklehrer so heikle Frage, wieso eins verschieden von null ist und ob es zwischen eins und null unendlich viele Zahlen gibt. Die Beweisführungen der Mathematik bei so elementaren Problemen faszinierten ihn.

Der für jeden Tag aufgestellte Zeitplan regulierte seine Tätigkeiten minutengenau. Über täglich wiederkehrende Aufgaben wie Morgentoilette, Frühstück vorbereiten und Frühstück einnehmen hatte er ein detailliertes Protokoll geführt, sodass er die Morgentoilette unterteilte in Zähneputzen – zwei Minuten, Rasieren – fünf Minuten, um nur zwei Beispiele zu nennen und um nicht der Diskretion unterliegende Intimitäten wie Blasenentleerung und Darmregulierung in ihrem zeitlichen Ablauf schildern zu müssen. Jeder Tag wurde von morgens sechs Uhr bis abends elf Uhr geplant. Nach 23 Uhr gönnte sich Gotthelf ein »open end« zum Lesen oder Musikhören. Der Samstagabend wurde laut Zeitplan bereits um 20 Uhr mit dem Kürzel z. f. V., zur freien Verfügung, beendet. Dasselbe Kürzel regelte seine Tätigkeit bis Sonntagabend. Am Sonntagabend um 20 Uhr erinnerte ihn die Abkürzung VoVoMo an die Vorbereitung der Vorlesungen und Übungen am Montag.

Gotthelf gönnte sich also in jeder Woche exakt 24 Stunden Entspannung, vornehmlich zum Lesen oder Spaziergehen, selten zum Besuch von Kino oder Konzert.